

Magazin

erwachsenenbildung.at

Das Fachmedium für Forschung, Praxis und Diskurs

www.erwachsenenbildung.at/magazin

Ausgabe 5, 2008

Mehr als Deutschkurse

Migration und Interkulturalität in der
Erwachsenenbildung

Der Geist aus der Flasche

Unerwünschte Nebenwirkungen des
Begriffs „Kultur“

Dietmar Larcher



Der Geist aus der Flasche

Unerwünschte Nebenwirkungen des Begriffs „Kultur“

Dietmar Larcher

Dietmar Larcher (2008): Der Geist aus der Flasche. Unerwünschte Nebenwirkungen des Begriffs „Kultur“.

In: MAGAZIN erwachsenenbildung.at. Das Fachmedium für Forschung, Praxis und Diskurs, Ausgabe 5, 2008.

Online im Internet: <http://www.erwachsenenbildung.at/magazin/08-5/meb08-5.pdf>.

ISSN 1993-6818. Erscheinungsort: Wien. Veröffentlicht Oktober 2008.

Schlagworte: Kultur, Kulturbegriff, Kulturdefinition, kulturelle Hegemonie, Dekonstruktion

Abstract

Der Kulturbegriff ist von Anfang an eine symbolische Waffe im Krieg um Macht und Hegemonie gewesen, und zwar seit seiner Erfindung durch Cicero. Seit seiner Neudefinition in der Zeit des Nationenbaus bis zu den Balkankriegen und zur neuen Völkerwanderung in unserer Gegenwart hat seine Instrumentalisierung für hegemoniale Zwecke noch zugenommen. Empfohlen wird daher die Dekonstruktion des Begriffs „Kultur“ in Forschung und Bildungsarbeit. Interkulturelle Bildung sollte sich jeder essentialistischen Kulturdefinition enthalten. Die unterschiedlichen Stile sozialen Handelns – Folge von Massenmigration in der globalisierten Welt, welche die mühsam hergestellte kulturelle Homogenität des Nationalstaats in Frage stellt, lassen es vielmehr geboten erscheinen, faires Streiten und friedliches Austragen von Konflikten über „Lifestyle“ einzuüben.

07

Der Geist aus der Flasche

Unerwünschte Nebenwirkungen des Begriffs „Kultur“

Dietmar Larcher

Kultur als Begriff hat Hochkonjunktur. Sie ist unter der Hand das Medium des historischen und regionalen Vergleichs und der Maßstab der Zugehörigkeit zu einer Gruppe geworden. Durch den Vergleich mit den „Anderen“, den „Fremden“ weiß man, was das „Richtige“, „Korrekte“, „Eigene“, „Identische“ und „Authentische“ ist. Um es in aller Kürze auf den Punkt zu bringen: Kultur benennt, was „in“ ist und was „out“ ist. Sie ist DAS Medium von Inklusion und Exklusion geworden.

Wer sich in den letzten Jahren und Jahrzehnten mit der Verwendung des Kulturbegriffs im öffentlichen Diskurs kritisch auseinandergesetzt hat, wird ein gewisses Unbehagen nicht los. Dieses Unbehagen habe ich zunächst beim Gebrauch des Begriffs im medialen und im politischen Diskurs empfunden, seit etwa zehn Jahren aber auch bei dessen Verwendung im Alltagsdiskurs. Es zeigte sich, dass Kultur nicht nur als verdinglichte Größe wahrgenommen, sondern zunehmend auch als eine Art verbale Zauberspruch gebraucht wurde und wird, mit deren Hilfe die radikalen wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Veränderungen der Lebenswelt in einer Art Täter-Opfer-Umkehr erklärt werden. So als trüge die Herkunftskultur der zahllosen MigrantInnen und Flüchtlinge aus den ärmeren Teilen der Welt, die unsere bequeme Behaglichkeit mit ihren anderen Lebensformen stören, die Schuld daran, dass sich unsere durch den Wohlfahrtsstaat rundum abgesicherte Gesellschaft zur Risikogesellschaft (siehe Beck 1986) gewandelt hat. Der Kulturphilosoph Rudolf Burger hat von diesem eigentümlichen, sich an der Wärme des Schafstalls orientierenden Kulturbegriff in einem kritischen Essay treffend gesagt: *„Behagen in der Kultur ist das sicherste Zeichen von Unkultur“* (Burger 1992, S. 15).

Unter dem Strich lässt sich die Quintessenz dieses Kulturdiskurses auf die Formel bringen: Wir haben eine Kultur geerbt. Sie ist wertvoll, denn sie verleiht uns Identität und ist das Leitbild unseres gesellschaftlichen Handelns. Das Einströmen von Personen mit einer „minderwertigen“ Kultur, sei es als MigrantInnen, sei es als AsylwerberInnen, bedroht unsere eingespielten Lebensformen, unsere „höherwertige“ Kultur und unseren Wohlstand. Nicht die neoliberale Wirtschaftspolitik, sondern die Zuwanderung zerstört unsere kulturelle Identität und das ungestörte Genießen unseres Reichtums.

Diese Argumentation ist aus zwei Gründen falsch:

Erstens beruft sie sich auf eine Schimäre, nämlich Kultur als Besitz, den man wie ein wertvolles Möbelstück seit Generationen im Familienkreis weitergibt. Dieser Besitz dient zur Begründung von Dominanz, Inklusion und Exklusion. Davon soll hier noch später die Rede sein.

Zweitens handelt es sich, in der Terminologie der Psychoanalyse ausgedrückt, um eine Täter-Opfer-Umkehr, also um eine kollektive Neurose. Darunter versteht man irrationale kulturelle Phänomene,

Sozialpathologien, die Freud zufolge gesellschaftlich akzeptable Ersatzbildungen für die kulturell unerwünschten Triebe des Menschen sind. Wilhelm Reich nimmt an, dass Kultur insgesamt eine kollektive Neurose sei. Der gesellschaftliche Konflikt zwischen kollektiven Wünschen, Hoffnungen und Erwartungen der Menschen und den Systembedingungen wird nicht ausgetragen, sondern verdrängt. Er kehrt in verzerrter Form wieder.

Das in Österreich und Europa grassierende Syndrom der kulturell begründeten Fremdenangst lässt sich als „kollektive Neurose“ beschreiben: Der kulturell unerwünschte Trieb, der verdrängt und durch eine Ersatzbildung trotzdem befriedigt werden muss, ist der im öffentlichen Diskurs durch Massenmedien und rechtspopulistische PolitikerInnen geschürte Wunsch nach kollektiver Regression in das Stadium der vormodernen Gesellschaft, die sich angeblich durch mehr Wärme, größere kulturelle Homogenität und Hochhalten christlicher Werte ausgezeichnet

haben soll. Dieser Mythos ist wirkungsmächtiger als die von HistorikerInnen rekonstruierte Vergangenheit. Die Herausforderungen der Gegenwart sind mit solchen Strategien jedoch nicht zu meistern. Dazu bedürfte es zukunftsöffener Konzepte sozialen Handelns, die auf einer nüchternen Diagnose der Weltgesellschaft und ihrer unter dem Schlagwort „Globalisierung“ kürzelhaft beschriebenen ökonomischen Dynamik beruhen. Der Konflikt zwischen Regressionswünschen und Zukunftserfordernissen wird nicht ausgetragen. Es kommt zur Ersatzbildung „Fremdenangst“. Sie vermittelt Angstlust: Man darf einerseits lustvoll zusammenrücken („nationaler Schulterschluss“), muss aber andererseits zugleich die selbst auferlegte Strafe der (halluzinierten) Bedrohung aushalten. Der ständig zitierte Verweis auf die kulturelle Differenz und die Bedrohung der eigenen kulturellen Identität sind die vom Über-Ich geforderte Legitimierung. Schematisch und sehr verkürzt lässt sich diese kollektive Neurose wie folgt darstellen:

Tab. 1: Fremdenangst als kollektive Neurose

Sozio-ökonomisches System	Private Lebenswelt
Wirtschaftswachstum braucht Zuwanderung.	Zuwanderung stört die „monokulturelle“ Wärme und Behaglichkeit der „Gemeinschaft“.
Soziales Netz ist nicht mehr finanzierbar, kann bestenfalls durch Zuwanderung rudimentär erhalten werden.	Zuwanderung gefährdet die psycho-soziale Sicherheit von Menschen mit schwacher Identität.
Wirtschaftssystem lebt von totaler Konkurrenz aller gegen alle.	Lebenswelt basiert auf Solidarität der Gemeinschaft.
Für den Verkehr von Waren, Dienstleistungen, Kapital sind Grenzen Hindernisse.	Heimat braucht enge Grenzen und Überschaubarkeit.
Progressionsinteresse dominiert	Regressionsinteresse dominiert
Die defizitären Lösungsstrategien	
Der Konflikt wird verdrängt. Sündenböcke für das Unbehagen werden gesucht. Zugewanderte werden als VerursacherInnen des Unbehagens identifiziert. Die Berufung auf die „andere“ (= weniger wertvolle) Kultur dient zur Legitimierung für die Ausgrenzung und Abwertung dieser Zugewanderten.	

Quelle: Eigene Darstellung

Die verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen, die dem Begriff „Kultur“ zu seiner Konjunktur verholfen haben, sind keineswegs unbeteiligt am Entstehen dieser kollektiven Neurose der kulturell legitimierten Fremdenangst. Auch ich habe als Wissenschaftler zur

Instrumentalisierung des Kulturbegriffs beigetragen, weil ich meiner Forschung und Lehre unkritisch einen gesellschaftsneutralen Kulturbegriff zugrunde gelegt und dessen Ausbeutbarkeit durch rechtslastige Politik nicht hinreichend erkannt hatte.

Die kritische Sozialwissenschaft setzt sich schon länger mit der Problematik politisch instrumentalisierter Begriffe auseinander: „In modernen Gesellschaften sind die (Sozial-)Wissenschaften ein bevorzugtes Medium der Definition (sozialer) Probleme geworden. Politische Interessengruppen und soziale Bewegungen, Organisationen und Individuen, Professionelle und Laien machen von wissenschaftlichen Deutungsangeboten Gebrauch, wenn es darum geht, Problemdiagnosen zu stellen und Lösungen anzumahnen oder vorzubereiten“ (Dittrich/Radtke 1990, S. 11). Die von der Wissenschaft getroffenen begrifflichen Unterscheidungen werden angeeignet und für eigene Zwecke instrumentalisiert. Vor allem aber wird unterstellt, dass diese Begriffe eine Tatsache beschreiben, obzwar sie Konstruktionen zum Ordnen der in der Wirklichkeit beobachteten Phänomene sind. Dies lässt sich am Kulturbegriff und seiner politischen Verwendung besonders eindrucksvoll zeigen. Ein genauerer Blick auf seine Geschichte und gegenwärtige Verwendung soll diesen Prozess seiner Aneignung durch die Politik und seine Instrumentalisierung für herrschaftliche Zwecke deutlich machen.

Es beginnt schon damit, dass der Erfinder des Begriffs „Kultur“, der römische Philosoph, Anwalt, Redner und Konsul Marcus Tullius Cicero (106 – 43 v. Chr.), ein ehrgeiziger Politiker war und das Kulturkonzept dazu benutzen wollte, die hegemoniale Schicht, den Adel, anzugreifen, um den Weg zur Macht anzutreten (Er verwendet das Wort „Kultur“ in den Tusculanischen Gesprächen und leitet es her von „agricultura“. „Cultura [...] animi philosophia est [...]“; Cicero 1997 II 3,9). Cultura animi, Ausbildung und Vervollkommnung der menschlichen Fähigkeiten und Anlagen durch Seelen- und Geistesbildung, so Cicero, sei die Basis für eine gereinigte Republik. Das bedeutet, in der Wiege der Kultur liegen bereits die später so verhängnisvollen Konzepte der Reinheit und der Dominanz. Herrschen sollte, wer diese cultura animi habe, weil er ja den anderen überlegen sei.

In den kommenden Jahrhunderten spielte dieser Begriff keine Rolle mehr. Erst wieder im 17. und 18. Jahrhundert erhielt er im Diskurs der Gelehrten einen hohen Stellenwert. Es war der Soziologe Niklas Luhmann, der als einer der ersten dem Kulturbegriff sehr skeptisch gegenüberstand und nachdrücklich

darauf hinwies, dass das neue Konzept von „Kultur“ eine Erfindung der französischen Philosophen der Aufklärung war (vgl. Luhmann 1995, S. 31-54). Sie waren es, die den Begriff im anthropologischen Sinn zu gebrauchen begannen, also Kultur als „life style“ verstanden. Und damit nolens volens PolitikerInnen ein Instrument zur Unterscheidung von Eigenem und Fremdem, zur Konstruktion einer nationalen Identität in die Hand gaben. Davon wird noch die Rede sein müssen.

Kultur war und ist, wie Dirk Baecker, Luhmanns wichtigster Schüler, betont, ein ausgesprochener „Reflexionsbegriff“ – kein Handlungsbegriff, sondern ein Begriff, der Beobachtungstechniken zur Wahrnehmung und zum Vergleich unterschiedlicher Stile sozialen Handelns zur Voraussetzung hat und das Ergebnis dieser Beobachtungen als „Kultur“ bezeichnet. Die Phänomene, so Baecker, haben für die sozialen Akteure einen „Verwendungssinn“, für die intellektuellen Beobachter jedoch einen „Symbol-sinn“ (vgl. Baecker 1999, S. 29-48). Dadurch wird eine Unterscheidung zwischen manifestem und latentem Sinn eines Phänomens möglich. In dieser Funktion ist Kultur „zum intellektuellen Hauptgeschäft“ (ebd., S. 39) geworden.

Kultur als Begriff hat Hochkonjunktur. Sie ist unter der Hand das Medium des historischen und regionalen Vergleichs und der Maßstab der Zugehörigkeit zu einer Gruppe geworden. Durch den Vergleich mit den „Anderen“, den „Fremden“ weiß man, was das „Richtige“, „Korrekte“, „Eigene“, „Identische“ und „Authentische“ ist. „Sie [die Kultur; D.L.] kann gar nicht anders als die Differenz zum Falschen, Unkorrekten, Anderen, Fremden und Kopierten mitzubenenen“ (ebd., S. 42). Um es in aller Kürze auf den Punkt zu bringen: Kultur benennt, was „in“ ist und was „out“ ist. Sie ist DAS Medium von Inklusion und Exklusion geworden.

Wie rasch sich die Politik dieses neue Werkzeug des Denkens angeeignet und für ihre Zwecke instrumentalisiert hat, zeigt ein Blick in die Geschichte der Französischen Revolution. Die neu gegründete Republik brauchte die volle Identifikation ihrer BürgerInnen, denn sie sollten nicht nur die Befreiung von der Adelherrschaft genießen, sondern auch das Gewaltmonopol des Staates akzeptieren, die Steuern pünktlich zahlen und, da das revolutionäre

Frankreich durch die absolutistischen Nachbarregimes militärisch bedroht war, auch bereit sein, für diese „ihre“ Republik in den Krieg zu ziehen. Die Ideale von „liberté, égalité, fraternité“ reichten da nicht aus, um die Bevölkerung zu motivieren, diese Belastungen auf sich zu nehmen. Also erfand man das Konzept der Nation. An sich nichts Neues, nun aber mit einem neuen Gehalt aufgeladen: mit dem von den Intellektuellen und Philosophen weiter entwickelten Begriff der Kultur. Dieser Kulturbegriff wurde verdinglicht und instrumentalisiert – im Sinn von gemeinsamer Sprache, gemeinsamen Werten, einem gemeinsamen Lebensstil. Nation sollte heißen: Gemeinschaft von Menschen, die all dies teilen und lieben, die bereit sind, diese Gemeinschaft wenn nötig mit Waffengewalt gegen jede Bedrohung zu verteidigen. Dieses Nationalbewusstsein auf der Basis einer gemeinsamen Kultur machte kräftige propagandistische Anstrengungen notwendig. Denn die Nation ist, wie Peter Sloterdijk einmal bemerkte, kein Naturereignis. „Die Menschen müssen erst davon überzeugt werden, dass sie einer Nation angehören und eine nationale Identität haben“ (Sloterdijk 1993, S. 35).

Man brauchte die Identifikation aller mit dem neuen Staat. Man fürchtete, dass eine heterogene Bevölkerung niemals die Zersplitterung des Landes überwinden würde. Man brauchte emotionalen Kitt für die abstrakten Ideale des Staates. Die StaatsbürgerInnen sollen nicht nur freiwillig in einer Zwangsgemeinschaft leben, sondern gerne für den Staat bluten.

In alternativen Darstellungen des französischen Nationenbaus, etwa bei Suzanne Citron, die nationale Geschichte nicht heroisiert, wird darauf hingewiesen, dass die Franzosen erst „franzosisiert“ werden mussten, um tatsächlich eine Nation zu sein, die auch im Bewusstsein jedes einzelnen Gesellschaftsmitgliedes existiert:

„On a l'habitude de considérer que la France est une de plus anciennes ‚nations‘ du monde. En fait, si l'existence d'une nation repose sur la conscience individuelle d'une ‚identité nationale‘, celle de la

*nation française est récente. La ‚nationalisation‘ et la ‚francisation‘ des Français s'opèrent en quelques décennies“*¹ (Citron 1992, S. 156).

Der Romanist Wandruszka berichtet von diesem Prozess der Franzosisierung der Franzosen und Französinen über den Weg des Aufzwingens der französischen Sprache als einigendes kulturelles Band: *„Die 1789 in Paris zusammengetretene Konstituierende Nationalversammlung beauftragte den Abbé Grégoire, ihr einen Bericht über den sprachlichen Zustand Frankreichs vorzulegen. Grégoire versandte Fragebögen in alle Teile des Landes und legte am 6. Juni 1794 der Konvention das niederschmetternde Ergebnis vor: die Mehrheit der Franzosen, vor allem auf dem Lande, versteht entweder überhaupt kein Wort Französisch oder ist unfähig ein französisches Gespräch zu führen. Diese Menschen sprechen deutsch, flämisch, bretonisch, auvergnatisch, provenzalisch, gaskognisch, baskisch, katalanisch, korsisch [...], trente patois différents‘, dreißig verschiedene Bauernmundarten, ‚une diversité d'idiomes grossiers‘, eine Vielzahl ungeschlechter Sprechweisen. Nur eine Minderheit versteht Französisch, ‚die Sprache der Freiheit‘. Diesen unverständlichen Mundarten und fremden Sprachen, diesen gefährlichsten Widerstandsnestern des Obskurantismus und Separatismus sagte das revolutionäre Frankreich im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit den Kampf an, im Namen der Nation ‚une et indivisible‘ und ihrer Sprache ‚unique et invariable‘.*

‚Der Föderalismus und der Aberglaube sprechen niederbretonisch, die Emigration und der Hass auf die Republik sprechen deutsch, die Gegenrevolution spricht italienisch, und der religiöse Fanatismus spricht baskisch.‘ [...]

Seither haben Frankreichs Schullehrer hundertfünfzig Jahre lang das Land bis in seine letzten Winkel zivilisationsgläubig und antiklerikal missioniert – nicht viel anders als später das riesige Kolonialreich in Afrika, Asien und Ozeanien“ (Wandruszka 1981, S. 68).

Der Bericht des Abbé demonstriert in aller Deutlichkeit, wie mit einem Forschungsbericht sofort

¹ „Man nimmt für gewöhnlich an, dass Frankreich eine der ältesten Nationen der Welt sei. Wenn jedoch die Existenz einer Nation auf der Existenz eines individuellen Bewusstseins nationaler Identität beruht, dann ist die französische Nation jungen Datums. Die ‚Nationalisierung‘ und ‚Franzosisierung‘ der Franzosen vollzog sich innerhalb einiger Jahrzehnte“ (Übers. d. Verf.).

Hierarchien geschaffen werden zwischen minderwertigen Kulturen und der einen höherwertigen, die alleine die Freiheit gepachtet hat, und liefert damit die Legitimation für ein Top-Down-Projekt: die kulturelle Homogenisierung aller in Frankreich lebenden Minderheiten. Kulturelle Homogenisierung ist jedoch ein barbarisches Unternehmen. Citron betont, dass schon zu Beginn dieses Projekts der Schaffung einer Kulturnation der Massenmord steht: Die Widerspenstigen werden niedergemacht (vgl. Citron 1992, S. 63).

Doch die Französische Revolution verstand sich nicht ethnisch und nicht regional. Sie verkündete Ideale und Prinzipien und Rechte, die für alle Menschen der Welt gelten sollten. Und es kam den Franzosen und Französischen niemals, bis heute nicht, in den Sinn, den Zugang zur Nation und ihrer heiligen Kultur an die Reinheit des Blutes zu binden. Jede/r, die/der sich an die Prinzipien hält, sich die Sprache und die Kultur des Landes zu eigen macht und beim Projekt der Realisierung dieser Prinzipien im Staate mitzumachen verspricht, darf dazugehören.

In Deutschland entstand eine Gegenbewegung, die Kultur mit Biologie verknüpfte. Sie entwickelte das Konzept von der „limpieza de sangre“ (dt. „Reinheit des Blutes“; Anm.d.Red.). Dieses Konzept geht zurück auf die spanische Reconquista (dt. Rückeroberung; Anm.d.Red.) (1492), als man „limpieza de sangre“ zum Prinzip der Inklusion erhob und die assimilierten Juden gnadenlos verfolgte. Das Jahr 1492 markiert demnach die Geburtsstunde des Rassismus. Das Anderssein wurde zum unausweichlichen Schicksal. Die Gesellschaft wurde dichotom gespalten in das Eigene und das Fremde. Im deutschen Sprachraum fand dieses Konzept bei der Gründung der „Jenaer Urburschenschaft“ (1815) Eingang in die kulturell definierten Aufnahmebedingungen: Zugang hatte nur, wer gleicher Sprache, Geschichte und gleichen Blutes war. Die „Reinheit des Blutes“ wurde die deutsche Obsession der Herstellung von Homogenität. Nur wer vom gleichen Blute sei, könne diesem Volkskörper angehören. Sich bloß die kulturellen Attribute, Sprache, Werte, Mythen, Helden etc. anzueignen, reichte nicht aus, um sich als Angehöriger einer Nation zu klassifizieren. Der erste historische Höhepunkt dieser Aufmischung der Kultur mit Blutreinheit ist die Zeit der Napoleonischen Kriege. Die

Wartburgfeier ist ein makabres Beispiel dafür, wie der Kampf gegen Napoleon und die deutschen Fürsten mit Hilfe von Kultur als ein rückwärts gewandtes Narrativ der Nation konstruiert wurde.

In diesem Kampf für die deutsche Einheit wurde von den Burschenschaftlern ganz bewusst an das alte kaiserliche Deutschland angeknüpft. Man ging bereits von einem „1000-jährigen Reich“ aus, sang Loblieder auf Kaiser „Rotbart“ Barbarossa und ging zurück zu Hermann, dem Cherusker, der in den Tälern des Teutoburger Waldes eine römische Armee des Kaisers Augustus geschlagen haben soll. Es ging also um germanische Tradition. „O bleibt echt deutsch und gut, ihr stammt aus Hermanns Blut!“, wurde geflügeltes Wort.

Die historisch unhaltbare Konstruktion einer angeblich „1000- oder gar 2000-jährigen Geschichte“ einer deutschen Nation (die in Wirklichkeit im 19. Jahrhundert erst zusammenhängende Gestalt annahm) mit dem Slogan „ihr stammt von Hermanns Blut“ bot die Möglichkeit, auch innerhalb Deutschlands eine Gruppe „blutsmäßig“ aus dem Kreis der Deutschen auszuschließen, da sie ja als „Nichteuropäer“ aus Palästina eingewandert waren: die Juden. Das lag zwar auch schon über Jahrhunderte, ja über tausend Jahre zurück, aber es waren eben Juden, „Hebräer“, keine Germanen. Diese Auffassung verband sich mit dem traditionellen christlich motivierten Antijudaismus und so entstand bei den christlich-germanisch orientierten Burschenschaften ein aggressiver Antisemitismus. Auf dem Wartburgfest 1817 wurden Bücher und Symbole der Fürstenherrschaft verbrannt. Der „Turnvater“ Jahn sagte damals: „*Mischlinge von Tieren haben keine echte Fortpflanzungskraft und ebensowenig Blendlingsvölker ein eigenes volkstümliches Fortleben [...] das Immer-wieder-überpropfen taugt nicht in der Baumschule und in der Völkerrucht noch weit weniger*“ (Jahn 1810, S. 32-33). 1821 schrieb Heinrich Heine zu diesen Vorgängen auf dem Wartburgfest: „*Das war ein Vorspiel nur, dort wo man Bücher verbrennt, verbrennt man am Ende Menschen*“ (Heine 1821).

Es waren auch in Deutschland Wissenschaftler, die, ähnlich wie der Abbé Grégoire in Frankreich, der Politik zuarbeiteten und jene Kultur erst schufen, die den Politikern dann dazu diente, ein Territorium zu einen und zum Nationalstaat zu machen. Und wie

in Frankreich ging es um die gemeinsame Sprache als kultur- und nationenstiftendes Medium. Bei der deutschen Nationskonstruktion wurde jedoch großer Wert darauf gelegt, sich von Frankreichs universalistischem Anspruch abzugrenzen und die deutsche Besonderheit herauszuarbeiten. Der Philosoph Johann Gottlieb Fichte war einer der großen wissenschaftlichen Wortführer beim Herausarbeiten einer kulturellen Identität der Deutschen. In seinen Reden an die deutsche Nation ging es ihm um eine essentialistische Definition jener Kultur, die „den Deutschen“ ausmacht: *„wir werden auch hier, so wie bisher, anheben von dem höchsten und allgemeinsten, zeigend, was der Deutsche an und für sich, unabhängig von dem Schicksale, das ihn dermalen betroffen hat, in seinem Grundzuge sei und von jeher gewesen sei, seitdem er ist“* (Fichte 1807-1808). Die Gebrüder Grimm taten sich dabei besonders hervor. Richtungsweisend das Zitat von Jacob Grimm: *„Ein Volk ist der Inbegriff von Menschen, welche dieselbe Sprache sprechen“* (zit.n. Lämmert 1967, S. 22). Da anders als in Frankreich eine an der universellen Vernunft orientierte Verfassung fehlte, wurde der gemeinsamen Sprache die gesamte Last des nationenstiftenden kulturellen Erbes aufgebürdet. Nur leider zerfiel das, was deutsche Nation werden sollte, in Hunderte Regionalsprachen, Dialekte, Sozioklekte. Aufgabe der Wissenschaftler war es nun, ihre Standardisierung und zugleich ihre Mythisierung vorzubereiten. Dazu diente das Monumentalwerk des Grimm'schen Wörterbuchs einerseits, die Entwicklung der Ideologie der „Muttersprache“ andererseits (Zur Genese und Entwicklung des im Deutschen so ideologisch aufgeladenen Begriffs „Muttersprache“ siehe Illich 1982). Auf ein ideologisches Kuriosum soll hingewiesen werden, nämlich dass die Muttersprache nicht die Sprache der primären Sozialisation war, denn diese erfolgte in den allermeisten Fällen in der Vernakulärsprache (urwüchsige Sprache einer Region; Anm.d.Red.). Die Sprache, die von der Wissenschaft und den Politikern als Muttersprache glorifiziert wurde, die Sprache der Schule, war demnach die Sprache der sekundären Sozialisation.

So viel zur Instrumentalisierung des von Wissenschaftlern entwickelten und elaborierten Kulturbegriffs durch die Politik in der Zeit des Nationenbaus. Doch eine Kritik der Rezeptionsgeschichte des Kulturbegriffs darf sich nicht mit der diachronen

Darstellung begnügen, sondern muss auch eine synchrone Dimension haben und zeigen, wie der Begriff heute gebraucht wird.

Exemplarisch sollen hier die für unseren Fokus bedeutsamen Ereignisse in den Nachfolgestaaten des ehemaligen Jugoslawien herangezogen werden. In den Balkankriegen, deren wahre Ursache nichts mit Kultur zu tun hatte, wurde von allen Seiten ein ethnisch aufgeladenes Kulturkonzept zur Begründung und Legitimierung der Gewalttätigkeiten und zur Motivierung der Bevölkerung benützt. Am Ende dieses Krieges schienen der politischen Führung in Kroatien und Bosnien Abgrenzung vom alten Zentrum und neuer Nationenbau notwendig: Die kroatische und die bosnische Nation sollten sich als eigenständige kulturelle Gebilde profilieren. Dazu wurden die Rezepte der kulturellen Differenzierung und Homogenisierung aus der Mottenkiste der europäischen Politik des 18. und 19. Jahrhunderts hervorgeholt. Vor allem Kroatien ging einen bezeichnenden Weg. Nicht nur betonte der erste Präsident, Franko Tuđman, dass Kroatien, da es ja katholisch sei, dem westlich europäischen Kulturkreis angehöre, während das orthodoxe Serbien Teil des östlich byzantinischen Kulturkreises sei, sondern er war bestrebt, mit seiner Sprachenpolitik die kulturelle Abgrenzung von Serbien noch weiter zu vertiefen. Kurz gesagt, das Kroatische sollte nach seinen Intentionen dem Serbischen möglichst unähnlich gemacht werden.

Brigitta Busch, eine ausgewiesene Kennerin der Verhältnisse auf dem Balkan und scharfe Analytikerin, schreibt dazu: *„In der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien herrschte ein sensibles Gleichgewicht zwischen zentralistischen und föderalistischen Kräften. Ein ständiges Aushandeln dieses Gleichgewichts zieht sich wie ein roter Faden durch die jugoslawische Geschichte. Diese zentripetalen und zentrifugalen Kräfte fanden unter anderem auch ihren Ausdruck in Debatten um die Sprache. [...] 1954 wurde zwischen serbischen und kroatischen Linguisten ein Abkommen über die gemeinsame serbokroatische bzw. kroatoserbische Sprache geschlossen, das auch Montenegro und Bosnien mit umfasste. [...] Die kroatische Verfassung von 1990 erklärte Kroatien zum Nationalstaat des kroatischen Volkes und definierte die kroatische Sprache und die lateinische Schrift für den Amts-*

gebrauch. 1992 zog Serbien nach und erklärte die serbische Sprache ekavischer und jekavischer Aussprache sowie die kyrillische Schrift als für den Amtsverkehr gültig, wenige Monate später folgte die montenegrinische Verfassung, die für ihr Gebiet die serbische Sprache jekavischer Aussprache definierte und 1993 trat in Bosnien ein Gesetz in Kraft, das für Bosnien-Herzegovina den Gebrauch der bosnischen, serbischen und kroatischen Sprache in der jekavischen Aussprache vorsah.

Eine formale internationale Anerkennung fand die bosnische Sprache 1995 im Friedensabkommen von Dayton. Diese Statusveränderungen der Sprachen waren gekoppelt mit einem Sprachpurismus, der vor allem darauf abzielte, jene Begriffe, die während der langandauernden Konvergenzphase zwischen dem Serbischen und Kroatischen von der einen Variante in die andere übernommen worden waren, zu eliminieren und zu ersetzen" (Busch 2001, S. 155f.).

In dieser Phase des Nationenbaus sandte Kroatien LinguistInnen der Akademie der Wissenschaften ins österreichische Burgenland, um dort die konservativen burgenländisch-kroatischen Dialekte zu studieren und Wörter zu re-importieren, die eine Distanzierung zur gemeinsamen Sprache des ehemaligen Jugoslawien ermöglichen sollten. Das staatliche Fernsehen wurde auf diese neo-kroatische Sprache (von Kritikern spöttisch auch Tuđmanisch genannt) eingeschworen und Linguisten mussten jene SprecherInnen identifizieren, welche diese Sprache nur mangelhaft beherrschten, worauf diese entlassen wurden. Auch Radio und regimenahe Zeitungen orientierten sich an dem neuen Standard und halfen bei seiner Verbreitung mit (vgl. ebd., S. 158). Ähnlich verlief die Sprachentrennung in Bosnien, wo das Bosnische über Nacht zu einer Nationalsprache geädelt wurde.

Die Wissenschaft mit ihren Begriffskonstrukten war und ist Zulieferer für einen politischen Diskurs, der Argumente braucht, die abgesichert sind durch jenen Nimbus von Wahrheit, der wissenschaftlichen Erkenntnissen – auch in Zeiten des radikalen Konstruktivismus – immer noch anhaftet. Die wissenschaftliche Arbeit am Kulturbegriff hat seit über 200 Jahren jedoch PolitikerInnen den Rohstoff geliefert, aus dem sie das Rauschgift des Nationalismus produzieren konnten. Es bleibt weiterhin eine wichtige Aufgabe sowohl der angewandten

Sozialwissenschaft wie der Bildungseinrichtungen, alte und neue Minderheiten auf der Suche nach zeitgemäßen Lebensformen wissenschaftlich zu begleiten. Doch der Kulturbegriff, den die Philosophen der Aufklärung entwickelt und die Politiker des Nationenbaus instrumentalisiert haben, hat sich dabei als Hypothek erwiesen. Er war und ist immer noch eine Art Geist aus der Flasche, der, kaum dem wissenschaftlichen Diskurs entsprungen, für die Legitimierung und/oder Camouffierung von allen möglichen, selbst den schrecklichsten politischen Strategien missbraucht wird.

Jüngstes Beispiel ist der US-amerikanische Politologe Huntington (1997) mit seinem Buch „Kampf der Kulturen“, in dem der Autor auf der Basis eines essentialistischen, letztlich ethnisch fundierten Kulturbegriffs die Welt in durch Religion definierte große Kulturkreise einteilt, die notwendigerweise miteinander in Konflikt stünden. Huntington plädiert zwar für eine Strategie des Friedens, doch die Rezeptionsgeschichte lehrt, dass – dieses Plädoyer vollkommen missachtend – die Huntington'sche Einteilung der Welt in feindlich einander gegenüberstehende Kulturkreise im politischen, militärischen, aber auch alltäglichen Diskurs sofort genützt wurde, um nach dem Zerfall des Sowjet-Imperiums neue Feindbilder zu kreieren, Bedrohungsszenarien zu entwickeln und Menschen zum Krieg aufzuhetzen. Die vernichtendste und zugleich fundierteste Kritik an Huntingtons Theorie des Kulturkampfes stammt von Amartya Sen. In seinem Buch „Die Identitätsfalle“ weist er Huntington nach, dass seine Theorie grobschlächtig und unsensibel für die kulturellen Mehrfachidentitäten aller Menschen sei, die wahren Konfliktursachen in der Mikrostruktur der Gesellschaft zugunsten seiner Theorie der Megakulturen ausblende und zugleich keiner empirischen Prüfung standhalte (siehe Sen 2007). Der zu Tode zitierte Satz von Marx, dass „auch die Theorien zur realen Gewalt werden, wenn sie die Massen ergreifen“ (Marx 1844, S. 385), darf hier ausnahmsweise noch einmal in Erinnerung gerufen werden.

Was also tun, wenn man sich als SozialwissenschaftlerIn und/oder ErwachsenenbildnerIn, dessen/deren Engagement der Interkulturalität gilt, nicht nur für den Entdeckungs- und Begründungszusammenhang, sondern auch den Verwertungszusammenhang von Theorien verantwortlich fühlt? Die erste und vor-

dringlichste Aufgabe in Forschung und Lehre sehe ich heute in der Dekonstruktion des Kulturbegriffs. Damit meine ich nicht seine Abschaffung (ohnehin illusorisch), sondern im Sinne Jacques Derridas seine Entzauberung, denn Dekonstruktion zerlegt, macht sichtbar, was hinter glänzenden Fassaden versteckt ist, setzt aber auch wieder neu zusammen, um etwas sichtbar zu machen, was vorher nicht zu sehen war: an einem Bauwerk, an einem Text. Jede Dekonstruktion ist auch eine Konstruktion (siehe Derrida 2004).

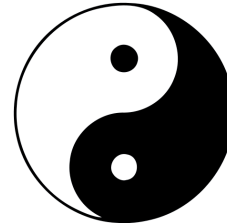
Was aber soll konstruiert werden? Homi Bhabha und Stuart Hall haben die Richtung angedeutet (siehe Bhabha 1994; Hall 1999): Die Welt von heute als einen dritten Ort verstehen, an dem die überkommenen Vorstellungen von sozialer Ordnung wie Klasse, Geschlecht, Nation, Subjekt, Identität, sogar unser Konzept von Muttersprache und andere Schlüsselkategorien neu ausgehandelt werden müssen, weil sich in Zeiten eines radikalen gesellschaftlichen Wandels niemand mehr auf das Recht des Blutes und/oder des Bodens berufen darf. Für den Alltag der interkulturellen Bildung heißt das nicht mehr und nicht weniger, als Szenarien für faire Verhandlungsstrategien zu entwerfen, in denen man sich einübt in einen achtsamen, respektvollen, höflichen und vorurteilsfreien Umgang miteinander, um diesen Aushandlungsprozess im fairen Streit auszutragen – ohne Dominanz, ohne Herrschaft.

Erwachsenenbildung, die sich der Aufgabe sozialer Integration verpflichtet fühlt, hat dabei eine äußerst wichtige Aufgabe: Ihr obliegt es, das Programm der Dekonstruktion des verdinglichten Kulturbegriffs à la Huntington praktisch zu machen. Im besten Fall bietet sie beides, sowohl die Etablierung eines „dritten Ortes“ wie auch die Probestühne für das Aushandeln dessen, was ich oben den achtsamen, respektvollen, höflichen und vorurteilsfreien Umgang von Menschen mit unterschiedlichem sozio-biografischen (von mir aus „kulturellen“) Hintergrund genannt habe. Selbstverständlich richtet sich eine solche Erwachsenenbildung an ein gemischtes Publikum aus einheimischer und zugewanderter Bevölkerung, denn interkulturelle Bildung ist eine beiderseitige Anstrengung.

Vielleicht ließe sich eine uralte, im Grunde recht einfache dialektische Theorie für die Konkretisierung

der Ziele einer interkulturellen Erwachsenenbildung fruchtbar machen: die chinesische, aus bäuerlicher Tradition stammende Yin und Yang-Philosophie. Man müsste sie allerdings für die Zwecke interkultureller Erwachsenenbildung adaptieren.

Abb. 1: Interkulturelles Yin und Yang



Quelle: Wikimedia Commons (2007)

Das weiße und das schwarze Feld sollen für unterschiedliche Lebensstile („Kulturen“) stehen. Der weiße Punkt im schwarzen Feld, der schwarze Punkt im weißen Feld sollten das jeweils „Eigene im Fremden“ markieren. Aufgabe und Ziel sollten sein, dieses Eigene im Fremden zu entdecken, mehr noch, den Anteil des Eigenen im Fremden zu vergrößern. So lange, bis die Einsicht reift, dass das Verbindende stärker ist als alles Trennende.

In den Erwachsenenbildungsangeboten, an denen ich mitwirken durfte, habe ich dies am besten in Kultur- und Sprachtandem-Lehrgängen in Österreich und Italien verwirklicht gefunden. Das sind Lehrgänge, in denen die TeilnehmerInnen Paare aus je einem/einer Einheimischen und einem/einer Zugewanderten bilden, um miteinander Projekte durchzuführen und die Kultur bzw. die Sprache des/der jeweils Anderen zu lernen. Was leichter gesagt, als getan ist. Die Tandempädagogik erfordert nicht nur Neugier und Mut, sondern auch Ressourcen und Kompetenzen. Ressourcen sind in erster Linie Raum und Zeit. Unverzichtbare Kompetenzen sind theoretische und praktische Vertrautheit mit dem Konzept dieser Pädagogik, aber auch des Konfliktmanagements; außerdem auf der individuellen Ebene Empathiefähigkeit, Rollendistanz, Ambiguitätstoleranz und kommunikative Kompetenz.

Meine interessantesten Erfahrungen diesbezüglich habe ich im Lehrgang „Polizeiliches Handeln in einer multikulturellen Gesellschaft“ am Interkulturellen

Zentrum für Kulturen und Sprachen (IZKS)² in Wien gemacht – dort habe ich selbst miterlebt, wie am Ende eines solchen Lehrgangs Polizisten von ihren türkischen Partnerinnen (erfolgreich!) anatolische Volkstänze lernten, afrikanische Teilnehmer mit ihren österreichischen Partnern in deren Wohnung gemeinsam kochten, ein Polizist für seine japanische Partnerin, eine Sängerin, ein großes Konzert in seiner Heimatstadt veranstaltete und und und... Ich fasse zusammen: Eine multikulturelle Gesellschaft gibt es nicht, Kultur ist die große Mischmaschine, die von Anfang an die Menschen im Guten

wie im Bösen um ihre Lebensformen hat streiten lassen. In geruhsameren Zeiten als heute bewegte sich diese Mischmaschine langsamer, heute dreht sie sich ziemlich schnell. Es ist höchste Zeit, dass wir in Theorie und Praxis lernen, die Funktionsweise dieser Maschine zu verstehen und sie mit Vorsicht zu bedienen. Für die Erwachsenenbildung ist dies die größte Herausforderung der Gegenwart. Erfolgreich bestehen kann sie diese Herausforderung nur, wenn sie von einer Politik unterstützt wird, die statt auf kulturelle Hegemonie auf soziale Integration setzt.

Literatur

Verwendete Literatur

- Baecker, Dirk (1999):** Unbestimmte Kultur. In: Koschorke, Albrecht/Vismann, Cornelia (Hrsg.): Widerstände der Systemtheorie: Kulturtheoretische Analysen zum Werk von Niklas Luhmann. Akademie Verlag, S. 29-48.
- Burger, Rudolf (1992):** Die falsche Wärme der Kultur. Fußnote zu einem neuen Bedürfnis. In: Informationen zur Politischen Bildung Nr. 3, S. 9-16.
- Busch, Brigitta (2001):** Grenzvermessungen: Sprachen und Medien in Zentral-, Südost- und Osteuropa. In: Busch, Brigitta/Hipfl, Brigitte/Robins, Kevin (Hrsg.): Bewegte Identitäten. Medien in transkulturellen Kontexten. Drava, S. 145-173.
- Cicero, Marcus Tullius (1997):** Tusculanae Disputationes. Gespräche in Tusculum, lateinisch/deutsch, übersetzt und herausgegeben von Ernst Alfred Kirfel. Reclam.
- Citron, Suzanne (1992):** L'histoire de France autrement. Éditions Ouvrières.
- Dittrich, Eckhard J./Radtke, Frank-Olaf (1990):** Der Beitrag der Wissenschaften zur Konstruktion ethnischer Minderheiten. In: Dies. (Hrsg.): Ethnizität. Wissenschaft und Minderheiten. Westdeutscher Verlag, S. 11-40.
- Fichte, Johann Gottlieb (1807-1808):** 4. Rede an die deutsche Nation. Aus: „Projekt Gutenberg“: Online im Internet: <http://gutenberg.spiegel.de> [2008-08-27].
- Heine, Heinrich (1821):** Almansor. Eine Tragödie. Aus: „Gutenberg“: Online im Internet: <http://gutenberg.spiegel.de> [2008-08-14].
- Jahn, Friedrich Ludwig (1810):** Deutsches Volkstum. In: Meyers Volksbücher (1896). Verlag des Bibliographischen Instituts.
- Lämmert, E. (1967):** Germanistik – eine deutsche Wissenschaft. In: Lämmert, Eberhart et al. (Hrsg.): Germanistik – eine deutsche Wissenschaft. Suhrkamp, S. 7-41.
- Luhmann, Niklas (1995):** Kultur als historischer Begriff. In: Ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Band 4. Suhrkamp, S. 31-54.

2 Siehe dazu den Beitrag von Gratzl und Hirtenlehner in der vorliegenden Ausgabe des MAGAZIN erwachsenenbildung.at unter http://www.erwachsenenbildung.at/magazin/08-5/meb08-5_14_gratzl_hirtenlehner.pdf.

Marx, Karl (1844): Zur Kritik der Hegel'schen Rechtsphilosophie. Einleitung. In: Marx/Engels Werke (1976). Band 1, Dietz Verlag, S. 378-391.

Sloterdijk, Peter (1993): Im selben Boot. Versuch über die Hyperpolitik. Suhrkamp.

Wandruszka, Mario (1981): Die Mehrsprachigkeit des Menschen. Deutscher Taschenbuch Verlag.

Wikimedia Commons (2007): Online im Internet: http://commons.wikimedia.org/wiki/Image:Yin_and_Yang.svg [Stand: 2008-10-21].

Weiterführende Literatur

Beck, Ulrich (1986): Die Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bhabha, Homi (1994): The Location of Culture. Routledge 1994. [Dt.: Die Verortung der Kultur (2000). Stauffenburg.]

Derrida, Jacques (2004): Die différance. Ausgewählte Texte. Herausgegeben und mit einer Einführung von Peter Engelmann. Reclam.

Hall, Stuart (1999): Kulturelle Identität und Globalisierung. In: Hörning, Karl H./Winter, R. (Hrsg.): Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung. Suhrkamp, S. 393-441.

Huntington, Samuel P. (1997): Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert. Europaverlag.

Illich, Ivan (1982): Vom Recht auf Gemeinheit. Rowohlt.

Sen, Amartya (2007): Die Identitätsfalle. Warum es keinen Krieg der Kulturen gibt. 3. Auflage. Beck.



Univ.-Prof. Dr. Dietmar Larcher

dietmar.larcher@uni-klu.ac.at
<http://www.cis.or.at/dietmar.html>

Dietmar Larcher studierte Englisch, Deutsch, Philosophie, Psychologie und Pädagogik, arbeitete einige Jahre als Lehrer an Gymnasien, später als Universitätslehrer in Innsbruck und Klagenfurt, DeLand (USA), Trento (Italien), Teheran (Iran) und Hangzhou (China). Seine Forschungs- und Fortbildungsprojekte zu Zweisprachigkeit und Identität sowie interkultureller Bildung führte er zunächst in Südtirol, Kärnten und dem Burgenland durch, später auf dem Balkan, in Madagaskar, Nicaragua und Guatemala. Weitere Forschungsaufenthalte führten ihn nach Jordanien, Syrien, in den Libanon und nach Indonesien.

Impressum/Offenlegung

MAGAZIN erwachsenenbildung.at

Das Fachmedium für Forschung, Praxis und Diskurs

ISSN: 1993-6818

Gefördert aus Mitteln des ESF und des bm:ukk

Projekträger: Bundesinstitut für Erwachsenenbildung

Koordination: Institut EDUCON – Mag. Hackl

Herausgeberinnen

Mag.^a Regina Rosc (Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur)

Dr.ⁱⁿ Margarete Wallmann (Bundesinstitut für Erwachsenenbildung)

Medieninhaber und Herausgeber



Bundesministerium für Unterricht,
Kunst und Kultur
Minoritenplatz 5
A - 1014 Wien



Bundesinstitut für Erwachsenenbildung
Bürglstein 1-7
A - 5350 Strobl

Fachredaktion

Mag.^a Barbara Daser (ORF Radio Ö1, Wissenschaft/Bildung)

Univ.-Prof.ⁱⁿ Mag.^a Dr.ⁱⁿ Elke Gruber (Alpen-Adria-Universität Klagenfurt)

Mag. Wilfried Hackl (Institut EDUCON)

Dr. Christian Kloyber (Bundesinstitut für Erwachsenenbildung)

Dr. Lorenz Lassnig (Institut für höhere Studien)

Dr. Arthur Schneeberger (Institut für Bildungsforschung der Wirtschaft)

Dr. Stefan Vater (Verband Österreichischer Volkshochschulen)

Namentlich ausgewiesene Inhalte entsprechen nicht zwingend der Meinung der Redaktion

Online-Redaktion

Mag. Wilfried Hackl (Institut EDUCON)

Mag.^a Bianca Friesenbichler (Institut EDUCON)

Lektorat

Mag.^a Laura R. Rosinger (Textconsult)

Website

wukonig.com | Wukonig & Partner OEG

Design

tür 3))) DESIGN

Medienlinie

Das Magazin enthält Fachbeiträge von AutorInnen aus Wissenschaft und Praxis und wird redaktionell betrieben. Es richtet sich an Personen, die in der Erwachsenenbildung und verwandten Feldern tätig sind sowie an BildungsforscherInnen und Studierende. Jede Ausgabe widmet sich einem spezifischen Thema. Ziele des Magazins sind die Widerspiegelung und Förderung der Auseinandersetzung über Erwachsenenbildung seitens Wissenschaft, Praxis und Bildungspolitik. Weiters soll der Wissenstransfer aus Forschung und innovativer Projektlandschaft unterstützt werden.

Copyright

Wenn nicht anders angegeben, erscheinen die Artikel des „Magazin erwachsenenbildung.at“ unter der „Creative Commons Lizenz“. BenutzerInnen dürfen den Inhalt zu den folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich aufführen:

- Namensnennung und Quellenverweis. Sie müssen den Namen des/der AutorIn nennen und die Quell-URL angeben.
- Keine kommerzielle Nutzung. Dieser Inhalt darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden.
- Keine Bearbeitung. Der Inhalt darf nicht bearbeitet oder in anderer Weise verändert werden.
- Nennung der Lizenzbedingungen. Im Falle einer Verbreitung müssen Sie an den die Lizenzbedingungen, unter die dieser Inhalt fällt, mitteilen.
- Aufhebung. Jede dieser Bedingungen kann nach schriftlicher Einwilligung des Rechtsinhabers aufgehoben werden.

Die gesetzlichen Schranken des Urheberrechts bleiben hiervon unberührt.

Im Falle der Wiederveröffentlichung oder Bereitstellung auf Ihrer Website senden Sie bitte die URL und/oder ein Belegexemplar an redaktion@erwachsenenbildung.at oder postalisch an die Online-Redaktion des Magazin erwachsenenbildung.at, c/o Institut EDUCON, Bürgergasse 8-10, A-8010 Graz, Österreich.